

*Montag, 28. Oktober 2019*

Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Diese Warnung Gorbatschows: Wen meinte sie eigentlich damals? Auf jeden Fall kam dieser Gefahrenhinweis auf das Zuspätkommen zu spät. Das ostdeutsche Volk ging auf die Straße - und die Regierung ging in den Untergang.

Und zwischen all diesen Ereignissen, in denen sich das Unterste zuoberst kehrte, haben wir gelebt. Wir sind zur Arbeit gegangen, haben eingekauft, diskutiert, gestritten, gebetet - in der Hoffnung, es möchte noch nicht zu spät sein. Viele, die nicht zu spät kommen wollten, hatten sich vorher schon auf den Weg gemacht und einen Ausreiseantrag gestellt in den Westen. So gingen 1988 bereits 25.000 Menschen, und 1989 sogar 50.000. Kaum eine Familie war nicht betroffen von dieser Massenflucht.

Mein Bruder hatte nach jahrelangem Warten seine Ausreisebewilligung für den 4. Juni bekommen. Das war der Tag, an dem in Peking die Panzer rollten über Studenten, die für demokratische Reformen demonstriert hatten. Mein Bruder sagte: "Tschüs, mein Lieber. Hoffentlich wird es nicht zu spät für euch. Wollt ihr denn wirklich hierbleiben?"

Es war an einem Abend im November 89, als ich an der Mauer mit meiner Frau spazieren ging, sie war hochschwanger mit unserem ersten Kind. Wir wohnten in einer Straße, die an einem Ende willkürlich von der Mauer abgetrennt wurde. Wir kamen an einem Trabi vorbei, dessen Fensterscheibe herunter gedreht war. Aus dem Autolautsprecher kam eine Science-Fiction-Sendung. Es war die Rede davon, dass die Berliner Mauer geöffnet war und Menschen hinüber und herüber strömen würden. Wir gingen weiter und blickten uns um. Da stand sie, die Mauer, unüberwindlich, seit 28 Jahren das Ende der Welt für uns.

Beim Abendbrot in der Küche hörten wir die Nachrichten. Und trauten kaum unseren Ohren. Günter Schabowski vom Politbüro sprach von einer neuen Reiseregulung. Es war der neunte November. Und die Mauer war überrannt, und niedergestürzt. Nie hätte ich geglaubt, dass es auch ein „Zu spät“ gibt für Hoffnungslosigkeit.

*Dienstag, 29. Oktober 2019*

Kurz vor dem Fluss hatte ich den Namen des Ortes auf dem Schild gelesen: Oebisfelde-Büstedt. Ich fuhr an den Rand und stellte den Motor ab. Die Aller fließt hier entlang, an der Grenze zwischen Niedersachsen und Sachsen-Anhalt. Ohne Passierschein konnte man vor 1989 vom Osten aus nicht ans Ufer kommen. Man konnte nicht stehen auf dieser steinernen, alten Brücke, die seit Generationen beide Ufer verbinden sollte. Es war Grenzgebiet, nicht zugänglich für uns Altmärker.

Zum ersten Mal stehe ich jetzt auf der Brücke, an dieser Stelle, von der ich immer wusste, dass es sie gab. Die Grenze war ja in unserem Kopf, verinnerlicht! Sie hat ihren entfremdenden Zweck erfüllt, ohne dass wir ihr nahekommen konnten.

Auf dem östlichen Ufer steht jetzt ein Denkmal am Fluss. Es ist eine Mauer. Hinter dem Beton die Plastik einer wartenden Frau. Sie steht vor der Grenzwand und will hinübersehen. Aber man merkt, dass sie nichts wahrnimmt. Neben der Frau eine Treppe - die aber nirgendwo hinführt. Sie endet im Nichts.

Ein Denkmal, das mir zu denken gibt. Nun ist die Mauer schon 30 Jahre weg zwischen Ost und West, aber immer noch nehmen wir uns nicht richtig wahr. Wir bauen Treppen, aber kommen beieinander nicht an. Wir versuchen, uns zu sehen. Und spüren die Wand zwischen uns.

Froh bin ich, dass es am Fluss diese Brücke gibt. Sie ist älter als die Grenze. Älter als meine Geschichte, meine Bitterkeit, mein Schmerz. Und älter als mein Stolz. Dass ich mit dabei war, als wir ein ganzes Land umgekrempelt haben. Dankbar bin ich den Erbauern der Brücke. Sie haben zwei Ufer verbunden. Getrenntes überbrückt.

Wir müssten solche Übergänge öfter passieren. Damit wird das Leben beiderseits der Ufer noch lange nicht gleich. Es gibt aber eine Gleichheit der Bedingungen, von der die Bibel weiß. Beim Propheten Jesaja heißt es: „Dann wird man im Westen den Namen Gottes in Ehren halten und im Osten seine Macht anerkennen“. Schön wär`s, oder? Immerhin - dieser Vers ist doch ein Grund, sich mal aufzumachen. Und neugierig die Ufer zu wechseln.

*Mittwoch, 30. Oktober 2019*

Es muss ein grauer Tag gewesen sein, so genau ist es auf dem alten Foto vom Anfang der 60er Jahre nicht zu erkennen. Es zeigt zwei Grenzsoldaten der „Nationalen Volksarmee“. Sie stehen hoch oben hinter der Brüstung eines 75 Meter hohen Kirchturms und schauen über das geteilte Berlin. Zwei Meter über ihnen ist das riesige Zifferblatt einer Turmuhr in die Backstein-Fassade eingelassen. Die Uhr zeigt Punkt zwölf.

Die neugotische Versöhnungskirche, die das Foto zeigt, gibt es nicht mehr. Sie stand direkt im Grenzstreifen der Berliner Mauer und wurde 1985 gesprengt. Aber die kleine Versöhnungsgemeinde gibt es noch. Und auf einer Website unter dem Stichwort „Uhr der Versöhnung“ zeigt sie das alte Foto vom Turm mit den Grenzsoldaten. Es ist dort zu lesen, dass die Uhr seit dem Bau der Mauer 1961 niemand mehr aufziehen konnte. Die Kirche stand direkt am Ost-Berliner Bürgersteig der Bernauer Straße. Sie ist über Nacht zur Staatsgrenze geworden. Das Gotteshaus wurde eingemauert. Die Uhr, hoch oben am Turm, blieb stehen. Ihre unbeweglichen Zeiger wurden zum Sinnbild für die Jahrzehnte der Stagnation im Kalten Krieg.

Und doch werden bis heute berührende Geschichten darüber erzählt, welche Bewegung die Herzen der Anwohner erfasste, in Ost und West. Unmittelbar nach dem Mauerbau begannen die Versuche, trotz aller Widrigkeiten mit den Verwandten und Freunden auf der anderen Seite in Kontakt zu bleiben. Mit dem Stillstand der Zeit setzte das Sehnen ein: Dass wir den Tag noch erleben, an dem die Mauer fällt und die Grenze verschwindet.

Der Sturz der Mauer jährt sich nun zum 30. Mal. Die Versöhnungsgemeinde entdeckte in einem Keller die alte Turmuhr wieder, die kurz vor der Kirchensprengung ausgebaut wurde. Inzwischen wurde das Uhrwerk restauriert. Mit Hilfe der Spendenaktion „Uhr der Versöhnung“ bewegen sich jetzt wieder die Zeiger, die vor 58 Jahren stehengeblieben waren.

Es ist eine der vielen Geschichten, welche in diesem Gedenkjahr der Friedlichen Revolution wieder lebendig werden. Das alte Foto birgt die Ahnung, dass der Wunsch nach Freiwerden aus einer inneren Energie kommt. Stärker als der soldatische Kontroll-Blick hat sich die Kraft der Sehnsucht erwiesen, die mit dem Unmöglichen rechnet.

*Donnerstag, 31. Oktober 2019*

Von Ostberlin aus wirkt sie noch gut erhalten: die „Hinterland- Mauer“, welche den Elisabeth-Friedhof in Berlin-Mitte abgegrenzt hat zum Todesstreifen der Berliner Mauer. Seit 30 Jahren ist nun der Friedhof wieder ohne Sondererlaubnis in allen Teilen begehbar. Ganz in der Ecke steht, rot-weiß-gestrichen, ein alter Grenzpfahl schief in der Erde: Ein Überbleibsel des Kalten Krieges. Das Schild „Halt – Staatsgrenze! Passieren verboten!“ ist längst abmontiert. Die Reste der Hinterland-Mauer, die hier noch zu sehen sind, stehen unter Denkmalschutz - wie alles an der Bernauer Straße, was einmal zu den Grenzanlagen gehörte.

Heute gibt es aber eine Torzufahrt durch die Mauer vom Friedhof aus hinein in den ehemaligen Todesstreifen. Dort, auf brach liegenden 1.000 Quadratmetern, haben wir in den letzten Jahren einen Gemeinschaftsgarten angelegt. Die Initiative kam von den beiden hier benachbarten Kirchengemeinden in Ost- und West-Berlin. Wir nennen unseren Garten „Niemandland“. Denn er soll niemandem allein gehören: nicht nur denen im alten Osten, oder im alten Westen, sondern allen gemeinsam.

Die Zahl der ehrenamtlich Gärtnernden wächst von Jahr zu Jahr. Sie bauen Zucchini an und Tomaten, Möhren und Grünkohl, Kartoffeln, Erdbeeren und Kräuter. Und Blumen! In die Mitte vom Niemandland haben wir zwei Apfelbäumchen gepflanzt als ein Zeichen der Hoffnung, dass die Grenzen der Gewalt zwischen Völkern, Kulturen und Religionen irgendwann einstürzen. Auch das Einreißen der Mauern in den Köpfen ist ja eine schwere Aufgabe.

Heute am Reformationstag denken wir daran, wie Martin Luther die abschottenden Mauern einreißen wollte, hinter denen sich die Kirche verkrochen hatte. Mauern arroganter Überheblichkeit und religiöser Eliten-Wirtschaft. Seine Unerschrockenheit, einen Anfang zu machen, wünsche ich allen, die sich für das Abreißen von Mauern zwischen Menschen einsetzen. Luthers Zuversicht fand einen Ausdruck in dem ihm zugeschriebenen Satz: „Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen“. Die Gärtnernden auf dem heute von Blumen blühenden Todesstreifen der Berliner Mauer haben Luthers Satz auf ein kleines Schild geschrieben und in die Erde gesteckt. Dort, wo zwischen dem alten Grenzbaum und dem Apfelbaum keine zehn Schritte liegen.

*Freitag, 1. November 2019*

Ich habe meinen Kampf gegen das Wort „Mauerfall“ noch nicht aufgegeben. Es wird gedruckt, gesendet und gepostet, das Wort von der angeblich „gefallenen“ Mauer. Aber wenn wir den Fakt ihres Verschwindens meinen, „fiel“ sie nicht, wie ein Blatt fällt. Oder wie Regen oder Schnee fallen kann.

Das Wort „Mauerfall“ verniedlicht. Es macht klein und vernachlässigbar, was wirklich geschah: dass die Schlagbäume der Grenztruppen eingerannt wurden von Zehntausenden von Menschen - zu Fuß auf der Straße! Sie haben die Mauer niedergerissen in jener Nacht des 9. November. Sie wurde durchrannt und durch die Schreie aus tausenden Mündern zur Öffnung gebracht. Weil sonst eine Katastrophe ausgebrochen wäre.

Die Tage vom Herbst `89 waren keine leisen Tage. Nie werde ich die ohrenbetäubenden Schläge vergessen, von Spitzhacken, Eisenstangen, von Rammen und Hämmern, mit denen wir in unserer Ost-Berliner Straße versucht haben, ein Loch in die Mauer hinein zu brechen. Seit 28 Jahren war diese Straße abrupt von der Mauer abgeriegelt. Sie war für uns das Ende der Welt.

Am 10. November sind hunderte Einwohner unserer Straße mit schweren Werkzeugen zur Mauer geströmt. Der Beton war hart. Die Menschen wechselten sich ab. Als die Durchbruchstelle fast geöffnet war, kam ein alter Mann aufgeregt zu uns. Er konnte kaum sprechen vor Zittern. Wir sollten die Werkzeuge hinlegen. Er nahm selbst einen riesigen Vorschlaghammer in die Hand. Er sagte, dass er 1961 einer der Bauarbeiter gewesen war, die bei vorgehaltener Waffe gezwungen wurden, die Mauer zu bauen. Deshalb wollte er jetzt den letzten Schlag tun, dass sie wieder zusammenbricht. Er holte aus. Mit krachenden Schlägen brach er das Loch durch den Beton. Als er den Vorschlaghammer fallen ließ, brandete Beifall auf. Die Leute weinten und lachten gleichzeitig. Dann krochen die ersten hindurch.

Nein, ein „Fallen“ der Mauer gab es für mich nicht. Wir mussten diesem demütigenden Bauwerk Gewalt antun, damit es durchlässiger wurde. Gott stürzt die Diktaturen vom Thron, heißt es im biblischen Gesang der Maria. „Stürzen“ - das ist für mich ein angemessenes Wort! Gebraucht wird der Mut der Menschen: Ihr Demonstrieren, ihr Schreien, ihr Beten und Hoffen und Wagen. Erst dann brechen sie ein, die Mauern der Welt.

*Samstag, 2. November 2019*

Ich werde oft belächelt, wenn ich in meiner Nachbarschaft den Begriff der „Friedlichen Revolution“ erwähne. Und es stimmt: Wenn nur das Durchrennen der Mauer am 9. November 1989 im Blick ist, wäre es nicht gerechtfertigt, von einem revolutionären Umsturz zu sprechen. Aber bevor es zum Untergang einer Diktatur kommt, braucht es einen langen Anlauf. Und den gab es auch in der DDR. Ein für die DDR-Oberen gefährliches Forum war die seit Mitte 1988 arbeitende Ökumenische Versammlung. Dieses äußerst kritische und mutige Forum der Evangelischen, Katholischen und Freikirchen Ostdeutschlands hatte eine Gesellschaftsanalyse vorgelegt, die es in sich hatte.

„Umkehr“ - so lautete das wichtigste Signal-Wort der Ökumenischen Versammlung: Nur eine ernst gemeinte „Umkehr“ könne den Zusammenfall der menschlichen Zivilisation verhindern. Angelehnt an die biblische Rede des Jesus von Nazareth und seine Predigt für eine „Umkehr“ bekundeten die ökumenischen Delegierten in ihrem Abschlussdokument im April 1989 ihren Willen zur Veränderung. „Umkehr“ - im Trubel der Herbstereignisse von 1989 ist dieses Wort dann verloren gegangen.

Statt „Umkehr“ hatten wenige Wochen später die Spitzenfunktionäre des untergehenden DDR-Staates schon eine weniger schmachvolle Formulierung für den Umsturz gefunden: Die „Wende“. Ärgerlicherweise hat sich dieser Begriff heute allgemein durchgesetzt. Dabei stammt das Wort von Egon Krenz, dem Staatsratsvorsitzenden und Verantwortlichen für die Fälschungen der letzten DDR-Wahlen.

„Wende“ - ein schwaches, verharmlosendes Wort. Es reicht nicht annähernd aus, um die Energie der Umwälzungen auszudrücken, die wir erlebten. Das Wort ‚Wende‘ kann nicht die Angst ausdrücken, die wir damals mit auf die Straße nahmen: die Angst, dass geschossen wird! Dass der Umsturz keine Todesopfer forderte, lag an der friedensstiftenden Kraft der Kirchen, an ihrer Losung „Keine Gewalt“. Es war die Macht der Kerzen und der Gebete, die bei der großen Demonstration von 70.000 Menschen am 9. Oktober in Leipzig die Waffen schweigen ließ. Dieser 9. Oktober von Leipzig mit seinem Mut der Menschen beschreibt eindrücklich den Untergang der waffenstarrenden Diktatur. Ein Datum, das eines Nationalfeiertages würdig gewesen wäre.